

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 23. August 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 2

Lebenslauf.

Von Maria Reichel - Karsten.
Jugend ist ein Feiertag,
Alles hüllt sie ruhig ein.
Seliges Morgenrot,
Alle Türen offen.

Mittag steht in Sonnenglut,
Abendglanz und Glodenlag,
Edon das Ziel wir streifen,
Goldne Früchte reifen.

Glück, Enttäuschung, Stillesein,
Aus ist Lärm, Lust, Not, Streit,
Nacht wehrt um die Ohren —
Wieses ist verloren.

Reise neigt sich unter Tag,
Abendglanz und Glodenlag,
Und um unser Leben
Schon die Schatten wehen.

Müdemerden, Schlafenszeit,
Aus ist Lärm, Lust, Not, Streit,
Erbitterten Finstern,
Alles liegt im Dunkel.

Männer.

Skizze von Elise Krafft.

„Frida, psi! Was rennst denn so, Menschchen?“
Die Gerufe drehte sich um, lachte über das ganze hübsche Gesicht, und blieb auf der Straße stehen.

„n Tag, Grete. Nach bloß schnell, wenn du 'n Stück mitkommen willst. Ich hab' Urlaub, ich fahr' morgen los an die See auf vierzehn Tage; hast du keinen schon?“

Die Freundin schüttelte den Kopf. „Ne, der Chef gnädigt dieses Jahr furchbar. Höchstens acht Tage hat er gefagt. Aber na, wozu gibst denn Krankenatze, im August rußt ich natürlich auch los und amüßer' mich.“

Die beiden jungen Verkäuferinnen gingen gemeinsam weiter durch das Menschengedränge, und die jüngere feuerte plötzlich mitten in ihr Lachen hinein.

„Wie du das sagst... amüßer' mich. Wenn wir 'n bißel auf uns halten, dann ist's schwer mit dem großen Amüßer' auf meiner Urlaubsreise, mir redet kein Mensch nach, und die Männer bilden sich auch niemals ein, ich wäre heiratskoll.“

„Na, na... wer das glaubt, aber schief mal los, Grete.“

Grete lachte auch, als sie das neugierige Gesicht sah. Sie öffnete ihr Handtäschchen, trante unter zahllosen kleinen Gegenständen herum und holte schließlich etwas Blankes und Hundes heraus, vor dem die Freundin beinahe den Atem anhielt vor Staunen.

„Du bist wohl verrückt, Menschenkoll!“

Die Freundin behielt ihre hoheitsvolle Miene.

„Danke, du bist außerordentlich lebenswürdig. Gib man wieder her, das Ding hat bare achtundvierzig Pfennig gekostet. Und mit Schlemmerfreude und Salmiatgeist wird er noch blänter. Ich sage dir, kein Mensch redet dir nach, wenn du den auf dem Finger trägt, kein Mann kann sich einbilden, du müßtest ihn angeln, im Gegenteil, sie sind wie die Fliegen hinter dir her, wenn sie wissen, du bist verheiratet und auch sonst noch ein famoser Keel, mit dem man sich unterhalten kann und mal 'n harmlosen Witz machen. Sollste mal sehen, wie du dich dann amüßer'!“

„Meinst du?“

Das schlante Mädel schluckte ein bißchen; aber sie gab den Ring nicht wieder her.

Vor ihren Blicken schienen lauter freundliche Bilder zu tanzen.

Zwei Tage später sah sie im weißen Kleide auf einem trocknen am Strande liegenden Fischerboot des kleinen Offseebades und betrachtete glücklich den untergehenden roten Sonnenball über dem Wasser.

„Unvergleichlich schön, nicht wahr?“ fragte da eine Stimme neben ihr.

Sie kam aus einer Sandburg, wo jemand sehr malerisch hingegossen lag, der einen gelben Waschanzug und einen echten Panama darüber trug.

Stellen Sie auch Ihre innerlichen philosophischen Betrachtungen bei solchen Sonnenuntergängen an, mein gnädiges Fräulein.“

„Pardon, gnädige Frau“, sagte da dieselbe Stimme wieder, „aber ich habe gnädige Frau bei Ihrer großen Jugend wirklich noch für ein junges Mädchen gehalten.“

Frida lachte.

„Bitte, das tut nichts“, sagte sie mütterlich, „das kommt häufig vor.“ Und sie zog den heute erhaltenen Brief des Vaters aus ihrem Handtäschchen, der die vielen guten Ermahnungen und Ratschläge für die Reise enthielt, und beugte den Kopf so tief darüber, daß man nicht mehr sehen konnte, wie rot sie geworden war.

Der Fremde ließ sie ein Weilchen rücksichtslos lesen, dann lächelte er in höflicher Frage:

„Wohl von dem Herrn Gemahl?“

„Ja“, hauchte Frida.

„Gnädige Frau sind gewiß Rekonvaleszente und zur Nachkur hier?“

Wieder folgte so ein weiches, reserbiertes „Ja“, wobei des Vaters schmerzvoll geschriebener Brief sorgfältig zusammengefaltet wieder in dem Täschchen verschwand.

„Weiber hat mein armer Mann augenblicklich so viel zu tun, daß er mich nicht begleiten konnte. Er ist Arzt.“

„Oh“, sagte der Fremde ehrfurcht- voll und bedauernd zu gleicher Zeit, „das wird der gnädigen Frau gewiß sehr schwer gefallen sein, so allein in ein Bad zu gehen.“

Dabei richtete er sich aus seiner materiellen Stellung hoch, um besser in das vom Abendlicht umflossene Frauenantlitz zu sehen.

„Haben gnädige Frau auch Familien?“

Frida nickte leidend.

„Ein Mädelchen“, sagte sie flüsternd und noch mütterlicher.

Sie glaubte beinahe selber, was sie sagte und was ihre Seele plötzlich sah. Ein weinmürrisches Haus in einer Kleinstadt, ein einsamer Mann am Schreibtisch darin, der seinem fernen Weibe Liebesbriefe schreibt, während im Garten unter seinem Fenster ein Kind spielt, das ebenso blondes Haar und blaue Augen hat wie sie selber.

„Gnädige Frau dürfen nicht so viel an Ihr Zuhause denken“, sagte die fremde Stimme da plötzlich ganz dicht neben ihr. „Das schadet Ihrer Erholung. Ihr Herr Gemahl hat doch sicher nicht den Wunsch, daß Sie sich hier von jeder Freude absondern und jeden Menschen fliehen. Sie sollen doch sicher auch Zerstreuung und Unterhaltung suchen.“

„Natürlich“, sagte Frida ehrlich, indem sie sich zum erstenmal den Mann genau ansah, der jetzt in seiner vollen, imposanten Größe neben ihrem Boote stand.

Er war entschieden hübsch, elegant, und man konnte Vertrauen zu seiner offenen und natürlichen Art haben, und jung war er auch, höchstens dreißig oder zweiunddreißig Jahre.

Unwillkürlich rückte Frida ein Stück auf dem Fischerboot zur Seite.

„Danke“, sagte er erfreut, sich neben sie legend und gleich ihr in die rote Feuerkugel blickend, die mehr und mehr verflant.

„Ich unterhalte mich ja, offen gestanden, tausendmal lieber mit einer Frau als mit einem jungen Mädchen“, sagte er lächelnd. „Man muß in so einem Bade sehr vorsichtig sein als Junges. Vieles wird anders aufgefaßt, als man es meint. Das Heiratstücher schwirrt im Sommer in der Luft herum, und man will doch keinen Mädel irgendwelche Hoffnungen erwecken, die sich hinterher nicht erfüllen lassen.“

„Ein edler Mensch, ein ganzer Mann“, frohlockte es in Frida, und laut fragte sie, indem sie sich Mut an ihrem blattgeputzten Ringe holte: „Warum lassen sie sich denn nicht erfüllen?“

Er lachte.

„Das ist eine heikle Frage, gnädige Frau! Aber Sie wissen es doch gewiss aus eigener Erfahrung selbst, wieviel heute dazu gehört, eine Familie zu gründen. Man bekommt Angst bei diesem Rechenexempel als alleinlebender, verwöhnter und nicht allzu reichlich mit Glücksgütern gesegneter junger Mann. Nein, ehe nicht mal so die ganz Richtige kommt mit allem, was zugehört.“

„Sie meinen Geld?“ fragte Frida verächtlich.

Er zuckte die Schultern und blickte schon wieder bewundernd in ihr Gesicht.

„Ideale, wie müßte sie denn sein, Ihre Frau?“

Frida sah ganz bewegungslos und spielte die vornehme Frau, die nur in vorübergehendem weiblichen Interesse fragt. Und doch war in ihr alles Traum und Märchen... „Blond“, sagte die lachende Stimme dicht neben ihr, „blond und süß und schlant wie die Tannen in meiner schlesischen Heimat, und lachen müßte sie können, so — na ungefähr so wie Sie vorhin, gnädige Frau, als die Kinder da im Wasser herumtugelten und Ihre weißen Stiefel nachsprühten; ich habe dabei nämlich heimlich zugehört.“

Er sprach nicht weiter. Denn seine Nachbarin war von ihrem Platz herabgesprungen und ging fluchtähnlich gleich ein paar Schritte am Strande weiter.

Er folgte sofort.

„Sie dürfen mir diesen Vergleich nicht verübeln, meine gnädige Frau“, bat er höflich. „Ich war nur so froh, daß man so kameradschaftlich mit Ihnen sprechen konnte in der Fremde.“

Sie nickte kurz. Es war da eben eine Stimme in ihr gewesen, die beinahe einer Warnung ähnlich sah. Die beiden Worte „gnädige Frau“ regten sie auf, waren Lüge und Betrug, und doch meckerte sie ein Gefühl in ihrer Brust, das alles andere eher war als Eünde.

„Sind gnädige Frau mit böse?“ fragte der Mann in ihre Gedanken hinein. „Es wäre doch so schön, wenn man Freundschaft schließen könnte hier am Strande mit einer gleichgesinnten Seele.“

„Nein“, sagte Frida, „ich bin nicht böse. Sie dürfen mich sogar auf meinem Strandspaziergang bis zum Leuchtturm begleiten, wenn Sie wollen.“

Natürlich wollte er... Sie trafen sich nun alle Tage am Strande.

In der buntenwimpelten Sandburg schaukelte sie gemeinsam die hohen Wälle, durch den Wald streiften sie wie ein Paar gute Wandertameraden, sie ließen sich aufs Meer hinaus auslagern und sonnten sich nach der Badezeit im Dünenlande.

Frida wunderte sich selbst, wie gut sie ihre Rolle spielte und wie wohl sie sich dabei fühlte. Zum erstenmal während ihrer Urlaubszeit konnte sie ihre Freiheit genießen, ohne daß die anderen Bade Gäste ihr nachredeten. Das Wörtchen „Frau“ schien eine Zauberformel in sich zu bergen, die Seufzsporen erschloß und alle Menschen gut und nachsichtig machte.

Es war eine köstliche Zeit. Selbst bei den Reunions tanzte sie in diesem Jahre mehr als früher; am meisten natürlich mit ihrem neuen Freunde, der wirklich ein ganz lieber und prachtwoller Mensch zu sein schien. Die Tage vergingen in seiner Gesellschaft viel zu schnell, und sie wagte gar nicht, an das nahe Ende zu denken und an den Ausgang dieser Freundschaft, die sich mehr und mehr in Liebe zu verwandeln schien. Immer mehr vermied sie das Alleinsein im Walde, die dunklen Abende am Strande, und immer weniger hatte sie den Mut, vom Abreisen zu sprechen und vom Scheiden. Der Augenblick mußte ja doch einmal kommen, wo sie ihre Rolle bergah und wieder ganz zum Mädchen wurde.

Da kam ein Abend am Meer, den sie nie vergaß. Es war sehr dunkel am Strand und sehr spät, und sie sahen immer noch in der gemeinsamen Sandburg und sprachen von den Sternen und von der Unverständlichkeit des Himmels, weil sie schon zuviel von der Liebe gesprochen hatten.

Der Mann konnte das junge Gesicht nicht mehr genau sehen, das dem seinen so nahe war mit den roten Lippen und den leuchten blauen Augen unter dem Goldhaar.

„Es ist spät, ich will heim“, sagte Frida erschauernd, als sie die Blide des Mannes fühlte, die an ihrem Munde hingeb.

„Ach, bleiben Sie doch“, bat er, „so eine dunkle Stunde paßt gut zu Worten, die von Herzen kommen. Wissen Sie auch, daß ich zum erstenmal in meinem Leben einen Menschen glühend um sein Glück beneide?“

„Wer wäre denn das?“ fragte Frida.

„Ihr Gatte!“ sagte der Mann leidend.

Darauf antwortete Frida nichts, aber sie blieb ruhig sitzen; denn es war ein Lauschen und ein Warten in ihrem Herzen, an das sie nicht zu rühren wagte.

Als er ihre Bewegungslosigkeit sah, nahm er leise ihre Hand.

„Ich bin ein unglücklicher Mann, gnädige Frau, glauben Sie das?“

Sie schüttelte den Kopf, in ihr

begann es zu juchzen und zu klingeln.

„Warum denn“, fragte sie und litt es, daß er ihre Hand küßte.

„Weil die erste Frau, die ich wirklich liebe und zum Weibe begehre, nicht mehr frei ist“, flüsterte er. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, gnädige Frau, aber ich schlage mein Leben dafür in die Schanze, wenn ich Sie erringen könnte!“

Sie blieb ein Weilchen still nach seinen Worten, dann, von dem Gefühl ihres großen Glückes überwältigt, sprang sie empor und lief von ihm fort — bis nach an das Meer, bis dicht an die vor und zurück schäumenden Wellen.

„Wenn er jetzt nachkommt, sagt du's ihm“, dachte sie, „wenn er jetzt kommt, erlöst du ihn von seinem Leide.“

Er kam auch. Er stellte sich schweigend neben sie und verströmte düster die Arme über der breiten Brust.

„Wie ein Held, wie ein großer, feinem Blick entsagender Held“, dachte Frida stolz.

Sie drehte sich zu ihm um, schluckte ein paar mal und fragte dann: „Wenn ich nun aber gar nicht verheiratet wäre?“

Er fuhr herum, starrte in ihr Gesicht und konnte doch nicht viel mehr sehen als die hellen Umrisse und den Glanz der leuchtenden und lodenden Augen.

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau? Wenn Sie sich jetzt in dieser tobendsten Minute über mich lustig machten!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich nun keine gnädige Frau, sondern nur ein freies, armes Mädchen wäre, das seinen kurzen Sommerurlaub dazu benutzt hat, um einmal im Jahre recht glücklich zu sein und mit dem anderen Geschlecht plaudern zu können, ohne Zwang und ohne die Furcht, für heiratskoll gehalten zu werden?“

Er begriff noch immer nicht.

Da schob sie mit leisem, befreienden Lachen den Ring von ihrer rechten Hand.

„Fühlen Sie mal, der ist doch unecht, hat weder Stempel noch Name, und daß ich mich hier als Frau ausgab, war nur so ein guter Rat einer Freundin, war ein ganz harmloses Spiel. Ich bin wirklich ganz frei.“

„Aber was war denn passiert?“ Er war von ihr zurückgewichen, als sähe er ein Gespenst in dem weißen Kleide und dem goldenen Haar. Er nahm den Ring nicht, den sie ihm so strahlend hingehalten.

„D — das — das kommt freilich etwas überraschend“, stotterte er, mißsam nach Worten suchend.

Sie stand, als glaube sie noch daran, daß er sie nun ans Herz nehmen würde, erlöst und selig ab der beglückenden Wahrheit.

„Aber er dachte gar nicht daran.“

„Also Lüge... alles Lüge“, sagte er hoheitsvoll, indem seine Hand an den echten Panama griff. „Das verzeihe ich Ihnen nie, nie, mein gnädiges Fräulein!“

„Sprach- und ging mit raschen Schritten wie ein ganzer Mann davon.“

„Alles Lüge“, wiederholte Frida, indem sie die Zähne aufeinanderpresste, um nicht laut herauszuschreien... „Als sie einige Tage später wieder in Berlin vor der Freundin stand, blickte diese in zwei merkwürdig trübe Augen.“

„Na“, fragte sie erstaunt, „dir ist wohl die ganze Erde da draußen verhängelt, Menschenkoll?“

„Nein“, sagte Frida, indem sie den gelassenen Ring aus ihrem Täschchen nahm, „das gerade nicht, bloß ich weiß jetzt ganz genau, wie sie sind.“

„Wer denn?“ fragte Grete lachend.

„Die Männer“, antwortete Frida verächtlich, indem sie tief aufatmend und mit spitzen Fingern den kleinen, runden Reif der Freundin wieder ergab... — Unbeständig. Retur (vom Urlaub zurück): Herr Feldweibel, diese Gans schickt Ihnen meine Mutter und läßt sagen, Sie möchten sich dieselbe gut schmecken lassen.“

Des Meeres und der Liebe Wellen.

(Aus einer Weltreisebeschreibung von Bruno Behem-Schwarzbach.)

In der Natur gibt es weder Belohnungen noch Strafen, sondern nur Wirkungen. So willenlos und gefühllos sich die Natur auch äußert, die Logik in ihr läßt oftmals die Verurteilung aufkommen, an eine leitende Kraft zu denken. Ähnlich ist es mit Vorkommnissen im menschlichen Leben. Wie selten kommt Unglück allein, wie oft haftet sich das Glück an die Fersen eines Auserwählten.

Auch große Ereignisse, trübe sowohl wie freudige, drängen sich oft in einer kurzen Spanne Zeit zusammen, ihre Schatten vorauswerfend.

Dem Tode eines neugeborenen Kindes auf dem Schiffe folgte gleich am nächsten Tage ein Vorfall, der diesen Tag zu einem kritischen erster Ordnung machte.

Und das kam so: Der Kommodore hatte seine Bridge-Laune wiedergefunden. Da ein Spazierengehen an Deck ausgeschlossen war, so wollten wir mit Kartenpiel die Zeit ausfüllen. Unser „viertes“ Mann, der Professor, schien aber unapfänglich zu sein, denn er kam an dem Tage aus seiner Kajüte nicht heraus. Von den anderen Herren wollte keiner einspringen. Doch Herr Jentins, der junge Ehemann, der gerade in das Rauchzimmer kam, um seine Pfeife anzuzünden, erbot sich, die Stelle des Abwesenden einzunehmen. Er sagte:

„Meine Frau habe ich an Deck auf ihrem Liegestuhl gut in Pelz eingehüllt und den Stuhl festbinden lassen. Sie ist eingeschlafen. Ich bin eine Zeitlang frei und spiele ganz gern mal einen Rubber.“

Er legte das Plaid, das er trug, neben sich, und wir verjuchten Bridge zu spielen. Ich sage verjuchten, denn das sehr starke Schwanken und Schlenkern des Dampfers ließ uns nur mit Mühe unsere Sitze behaupten. Es war ein beständiges Sich-weit-vorbeugen und Sich-tief-zurücklehnen, um unserer Gleichgewicht den Bewegungen des Schiffes anzupassen. Dennoch gelang es uns, einen Rubber zu beenden. Dann zogen wir die Karten aufs neue, um zu sehen, welche Herren zusammenspielen würden.

Der Zufall bestimmte Herrn Jentins zu meinem Partner. Doch ehe wir einen Rubber wieder beginnen konnten, rief eine helle Stimme vom Deck aus:

„Herr, bist du da?“

„Ja wohl, mein Liebling“, erwiderte der junge Ehemann. „Wünschst du mich?“

„Du kannst mir noch ein Tuch überlegen, ich bin kalt geworden“, war die Rückantwort.

Herr Jentins stand sofort auf und nahm sein Plaid vom Rebenstuhle. Während er noch mit uns sprach, wickelte er das Tuch spielend um seine Hände. Dann ging er hinaus, um seiner Frau Wunsch zu willfahren. In dem Augenblick aber, an welchem er aufs Deck trat, machte das Schiff eine gewaltige Seitenbewegung. Das Deck, feucht von übersprudelndem Wellenschaum, war glatt gefroren — und der Mann glitt pfeilschnell über die glatte Fläche dem Geländer zu. Von dem Plaid, das er fest um Hände und Unterarme gewickelt hatte, konnte er sich nicht schnell genug befreien, also seine Hände nicht stützend gebrauchen. Mit Wucht glitt er gegen die niedrige Holzwand in dem Moment, als das Schiff sich noch tiefer seitwärts legte, — im Bogen schob er darüber hinweg in das tobende Meer... Und sollte ich das späteste Ereignis erreichen, niemals würde ich den marktschütternden Schrei der jungen Frau vergessen, niemals das Gemirr der folgenden Augenblicke. Noch jetzt, viele Monate nach der Katastrophe, schreie ich zuweilen nachts aus dem Schlaf, weil mir der Nachhall des Entsetzens in den Ohren klingt.

„Mann über Bord!“ schrie der wachhabende Offizier von der Kommandobrücke aus.

Wir alle stürzten hinaus, fielen aber nieder, weil der Dampfer sich noch nicht wieder ausgerichtet hatte.

Frau Jentins, im Impuls, aufzuspringen, war ebenfalls auf Deck ausgeglitten. Wie sie sich wieder erhob, schlug sie wie wild dem stützenden Herrn Ambray ins Gesicht, und mit wahnsinnig klingendem Kreischen versuchte sie, über das Seiltengeländer zu klettern, um sich mit ihrem Gatten im Tode zu vereinigen. Herr Ambray, der Kommodore,

und ich rissen sie gewaltsam zurück; dumpf mit ihrem Körper auf den Boden schlagend, verlor sie das Bewußtsein... Fräulein Enid, die aus dem Musikfalon geilt war, kniete neben der Ohnmächtigen, deren Kopf stützend. Dann trugen wir diese in ihre Kabine und ließen sie in der Pflege des herbeigerufenen Schiffsarztes.

Unser Dampfer, vom Kurse ablenkend, hatte die Unglücksstätte umtreift, ohne jedoch des Verunglückten ansichtig zu werden. An Aussehen eines Bootes wäre übrigens bei der haushohen wilden See gar nicht zu denken gewesen.

Am Abend desselben Tages sahen wir Herren in tiefgedrückter Stimmung im Rauchzimmer und besprachen die Tragödie. Wir sprachen über den Verunglückten, an dem wir alle jetzt lebenswürdige Eigenschaften entdeckten, obgleich wir selten nur mit ihm in gesellschaftliche Berührung gekommen waren. Hatte er sich doch beinahe ausschließlich seiner jungen Frau gewidmet, denn die Reise von Australien nach Europa, via Kap Horn, war seine Hochzeitsreise.

Wir hörten, daß Frau Jentins aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht sei, doch auf keine Frage Antwort gebe und apathisch vor sich hinstarre. Fräulein Enid verließ sie keinen Augenblick.

Herr Ambray schien den Wunsch zu haben, unserer Teilnahme mit einigen Worten Ausdruck zu geben. Er stand plötzlich auf und wollte augenscheinlich eine längere Ansprache halten. Aber alles, was er zu sagen vermochte, war: „Gentlemen! Herr Jentins war ein sehr guter Mensch...“ Dann räusperte er sich stark, schluckte gleichsam eine überwallende Empfindung nieder und setzte sich wieder... —

Ein geistreicher Komponist.

Bei Gelegenheit der Errichtung eines Denkmals für den französischen Komponisten Meyer in dem malerischen kleinen Hafen des Mittelmeeres Labanrou, wo der Schöpfer des „Sigurd“ die Wintermonate zu verleben pflegte, erinnerte ein französisches Blatt an einige „Mots“ des geistreichen Musikers, der wegen schlagfertiger Antworten fast noch berühmter war, als wegen seiner Kompositionen.

Einst kommt eine junge Künstlerin zu ihm und singt ihm zur Probe das „Taubenlied“ aus seiner „Salambo“ vor. Als sie gendet, nähert sie sich, zitternd vor Erregung, dem Komponisten und flüstert: „Ach, Meister, was für Angst habe ich ausgestanden!“ Und Meyer erwidert gutmütig mit dem Brustton der Ueberzeugung: „Lange noch nicht so viel, als ich, mein Kind.“ Bei einem Fest im Elysée wollte die Gattin eines Senators dem Komponisten ihre Bewunderung ausbrüten; sie näherte sich ihm also und sagte mit schmelzender Stimme: „Es ist mir eine Lieblingsvorstellung, lieber Herr Meyer, wenn ich mir denke, wie Sie wohl Ihren wunderbaren Hymnus „Die Wälschüre hast du erobert“ komponiert haben mögen. Gewiß in einer traumhaften Stimmung, an irgendeinem paradiesischen Ort, in einer Umgebung voll Poesie. Ist's nicht so?“

„Aber durchaus nicht“, antwortete Meyer ruhig, „ich sah dabei auf dem Dache eines Omnibus und rauchte meine Pfeife...“

Das falsche Fünffrankstück.

Seit dem Tode von Leon Dierz sind die Pariser Literaten in schlimmer Verlegenheit: sie finden keinen Poeten, der würdig wäre, als Nachfolger von Dierz zum „Fürsten der Dichter“ erwählt zu werden. Dierz war der dritte „Dichterkönig“, der Nachfolger Mallarmes, der seinerseits als Thronerbe Verlaines Dichterkönig wurde. In diesem Zusammenhang wird an eine lustige Anekdote aus dem Leben Verlaines erinnert. Verlaine hatte einem Pariser Blatte Gedichte gegeben und war auch ordnungsgemäß honoriert worden. Ein paar Tage später kommt er auf die Redaktion und sagt dem Kassierer: „Das ist wirklich nicht nett von Ihnen, Sie haben mir neulich ein falsches Fünffrankstück gegeben.“ Der Beamte entschuldigt sich und reicht dem Dichter ein echtes Fünffrankstück. Verlaine will gehen, wird aber von dem Kassierer zurückgehalten: „Verzeihen Sie, Sie haben mir ja das falsche Fünffrankstück nicht zurückgegeben!“ „Zurückgegeben?“ entgegnet der Poet entrüstet, „erst heute ist es mir endlich gelungen, es an den Mann zu bringen...“